

Predigt am 16nTrin, 15.09.24, Hospitalkirche

Predigttext: Psalm 16

Als Predigttext ist für heute Psalm 16 ausgewählt – wir haben ihn zusammen gesprochen vorhin. Ich lese Verse daraus in der Übersetzung der BasisBibel:

Psalm 16 (Übersetzung: BasisBibel)

5Der Herr ist mein Erbteil und bestimmt mein Schicksal.

Du bist es, der mein Los festgelegt hat.

6Mein Los fiel auf ein schönes Land. Ja, ein solches Erbteil gefällt mir gut.

7Ich preise den Herrn, der mich beraten hat. Selbst in den Nächten denke ich darüber nach.

8Der Herr steht mir immer vor Augen. Mit ihm an meiner Seite falle ich nicht.

9Darum ist mein Herz so fröhlich und meine Seele jubelt vor Freude.

Auch für meinen Leib ist gesorgt.

10Denn du gibst mich nicht dem Totenreich preis. Du lässt mich das Grab noch nicht sehen.

Ich gehöre doch zu denen, die dir dienen.

11Du zeigst mir den Weg zum Leben.

Große Freude finde ich in deiner Gegenwart und Glück an deiner Seite für immer.

Der Psalm stellt die Betenden in einen Raum – in ein schönes Land, ein glückliches Erbteil, versorgt und behütet – im Vertrauen, nicht dem Totenreich preisgegeben zu sein. Räume des Todes haben das Potential, sich auszudehnen, in den Bereich des Lebens hineinzugreifen und den Menschen zu sich hinunterzuziehen. Der Beter, die Beterin hält sich vor Augen: Die Gottesgegenwart wehrt diesem Ausgreifen des Totenreiches in das Leben des Beters hinein. Der Psalm ist Ausdruck höchst diesseitiger Lebensfreude, auch wenn es Erfahrungen des Todes im Leben gibt: Krankheit, Krieg, Schuld, Hass.

Der Psalm singt vom Vertrauen angesichts der Fragilität des Lebens. Fragil – das klingt bei mir mit ganz konkreten Eindrücken und Begegnungen nach. Ich war in der vergangenen Woche mit einem Projekt unterwegs, das sich „Fragile“ nennt: zerbrechlich, kostbar. Es ist ein ukrainisch-deutsches Gemeinschaftsprojekt des Literaturhauses Stuttgart. Es bildet ein zerbrechliches und zugleich kostbares Gespräch über das Leben ab, ein Briefwechsel, der seit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine hin und her geht, ein Gedankenraum über Grenzen hinweg.

„Ich kann nicht mehr über Krieg, Leid und Zerstörung sprechen. In diesem Brief will ich dir berichten, wie meinen Gurken gedeihen.“ So beginnt die ukrainische Lyrikerin und Schriftstellerin Irina Tsilyk ihren Brief an die deutsche Dichterin Daniela Seel. Die beiden sind als Briefpartnerinnen in diesem deutsch-ukrainischen Briefwechsel zusammengespannt. Irina Tsilyk fährt ein paar Sätze später fort: „Wie soll ich zum xten Mal erklären, warum ich trotz allem in Kiew bleiben will? Ich bewege mich in einem Schutzpanzer aus Zynismus und schwarzem Humor. Und Mitgefühl.“ Sie weiß, dass sie sich dem Nachdenken und auch dem Reden über den Krieg nicht entziehen kann, weil es ihren Alltag bestimmt. Wenn sie etwa dem kleinen Nachbarjungen im Garten zuhört, wie er „Luftalarm“ spielt und seine Spieltiere in ein Loch verschwinden lässt. Sie will die Büchse der Pandora namens Krieg nicht öffnen und kann es doch nicht: „Ich ziehe es vor, meinen Planeten zu ordnen und jäte das Unkraut vor meiner Gartentür. Das gibt mir das Gefühl, wenigstens etwas kontrollieren zu können.“

Ich habe Irina Tsilyk bei dem ukrainischen Literaturfestival Meridian in Czernowitz erlebt, ganz im Westen der Ukraine, und war beeindruckt von ihrer Freundlichkeit, Klarheit und natürlich von ihrer Begabung, auch in dieser Situation Gedichte entstehen zu lassen.

Czernowitz, so wurde das österreichische Tscherniwzi zur Zeit der Habsburger Monarchie genannt. Diese Stadt galt als heimliche Literaturhauptstadt Europas. Paul Celan hat sie als eine Gegend, „in der Menschen und Bücher lebten“ bezeichnet. Hier lebten und dichteten in

deutscher Sprache nicht nur Paul Celan, sondern auch Selma Meerbaum-Eisinger und Rose Ausländer.

Die Dichterin Rose Ausländer, 1901 geboren, beschrieb ihre Heimatstadt so: „Östliches Kulturzentrum und seit 1875 Universitätsstadt, aber eine lebhafte Industrie- und Handelsstadt, wirtschaftliches Zentrum eines großen Einzugsgebietes, das nicht nur die ganze Bukowina, sondern auch noch Bessarabien und den nördlichen Teil der Moldau umfasste. Man las viel, nicht nur Zeitungen, Zeitschriften, Sekundärliteratur und Unterhaltungslektüre, sondern gute, beste Literatur. Man diskutierte mit Feuereifer, musizierte und sang. Das Stadttheater war immer gut besucht, bei Gastspielen ausverkauft.“ In Czernowitz lebten unterschiedliche Nationalitäten und „jeden Tag (sei) ein halbes Dutzend Sprachen zu hören“ gewesen, eine Symbiose aus der deutschsprachigen, romanischen, slawischen und der jüdischen Kultur.

In einer Biographie (Joachim V. Hildebrandt | DLF 03.01.2008) über sie wird berichtet: Als 1920 Rose Ausländers Vater starb, musste sie in die USA emigrieren, die Mutter konnte die Familie nicht mehr ernähren. Der noch nicht einmal 20-Jährigen fiel der Abschied schwer. Sie fühlte sich enturzelt. Dort entstanden ihre ersten Gedichte. Sie mochte Amerika nicht. Die gestutzten Rasenflächen vor den Einfamilienhäusern, die Wolkenkratzer, der unmenschliche Arbeitsrhythmus, all das ist ihr zuwider. Sie spricht von „rasierten Seelen“ und beschwört die Bukowina herauf, insbesondere Czernowitz, das „Babylon des südöstlichen Europa“ oder „Jerusalem am Pruth“, oder wie immer die verschiedenen phantasievollen Umschreibungen lauten. Sie hatte Heimweh. 1939 kam sie zurück, um die Mutter zu pflegen – und geriet in die Verfolgung durch die nationalsozialistische Besatzung.

Verbundenheit mit der großen Kultur, Heimweh und seit 2022 auch die Erfahrung von Bedrohung prägen das internationale Lyrikfestival in Czernowitz. Heute entstehen Lyrik und Essays unter den Bedrohungen des Krieges, in der Nähe von Luftschutzkellern. Es sind Stimmen aus dem Krieg.

Dieser verbirgt sich hinter dem Schein der Normalität einer kleinen Provinzstadt, in der die Fassaden noch an die Habsburger Monarchie erinnern und in der auch heute Cafes und Restaurants gut besucht sind. Erst auf den zweiten Blick sieht man: Es sind vor allem junge Frauen und Kinder und Ältere. Die Männer sind im Krieg. - Es fehlt scheinbar an nichts. Nur dass es zu bestimmten Zeiten keinen Strom gibt, zu wechselnden Uhrzeiten in den Stadtvierteln. Den Plan legt die Stadtverwaltung fest. – An diesen Sommerabenden flanieren die Menschen durch die alte Stadt. Doch spätestens um 23 Uhr sind die Restaurants und Cafes leer. Alle müssen rechtzeitig zuhause sein: Ab 0 Uhr ist strenge Ausgangssperre. - Es kann sein, dass es Luftalarm gibt, den aber alle ignorieren, weil so weit im Westen bisher noch kein einziges Mal eine russische Drohne heruntergekommen ist. – Jeder Tag beginnt um 9 Uhr mit einer Gedenkminute. Alles steht still, wie eingefroren bleiben die Menschen auf den Straßen stehen, die Autos, die Geräusche.

In der scheinbaren Normalität ist der Krieg allgegenwärtig. Jede, jeder kennt Menschen, die bereits getötet wurden in diesem Krieg. Es sind inzwischen so viele, dass keine Gedenktafeln für die Einzelnen mehr öffentlich aufgestellt werden können, stattdessen lenkt ein QR Code auf eine Internetseite, auf der die Namen der Toten laufend ergänzt werden.

*8Der Herr steht mir immer vor Augen. Mit ihm an meiner Seite falle ich nicht. -
10Du gibst mich nicht dem Totenreich preis - 11Du zeigst mir den Weg zum Leben.*

Wenn man danach fragt, ob irgendjemand darüber spricht, dass dieser Krieg endlich ein Ende finden und Friedensverhandlungen anlaufen müssten, heißt die Antwort: Nein, darüber sprechen wir nicht. Wir müssen siegen. Zu viele sind schon gestorben. Zu unberechenbar der Aggressor, der dann einfach irgendwann wieder weitermachen wird.

Aber ich nehme auch leise andere Töne wahr: Der in der Ukraine gefeierte Schriftsteller Artem Tschech, selbst so etwas wie ein Kriegsheld, hat gerade eine Art Stellvertreter-Roman geschrieben und stellt diesen bei dem Literaturfestival vor. Der Roman beschreibt den amerikanischen Bürgerkrieg aus der Sicht zweier Desertierer, einer davon ist ein ehemaliger Sklave. Fühlt sich die Armee heute für ihn auch so an wie Leibeigenschaft? fragt ihn der Moderator sehr direkt. Artem Tschech weicht aus: Aus der Armee könne man ja austreten. –

Doch man kann nicht. Das wissen alle. Und alle wissen von jungen Männern, die sich in Wohnungen versteckt halten, weil sie nicht eingezogen werden wollen. Und schweigen darüber. Was erstaunlich ist. Denn selbst wir, die Fremden, die das gar nichts angeht, die schon gar keine Werturteile fällen sollten, fragen uns bei den Männern, die wir auf der Straße oder in den Veranstaltungen sehen, warum diese nicht zum Militär eingezogen sind. Sind sie auf Fronturlaub? Oder eben nicht an der Front, sondern in anderen Funktionen? Haben sie drei Kinder? Oder alte Eltern, die sie pflegen? Oder sind sie über 60? Das sind die Kriterien, die vom Militärdienst befreien.

Musikveranstaltungen sind wegen des Krieges ausgesetzt. Doch es gibt Keller-Lokale, in denen Bands auftreten. Die anderen Mitreisenden haben sich von einem angekündigten Punkmusik-Konzert locken lassen und sind dort auf eine Band gestoßen, die in ihren Konzertpausen T-Shirts und ähnliches verkauft hat. Der Erlös ist für die Soldaten an der Front bestimmt. Die Mitreisenden erzählen von diesem Abend und von einer Wutrede über den Westen, die ein Besucher, ein Soldat, der am nächsten Tag wieder an die Front musste, an sie gerichtet hat. Was hätten sie antworten können? Nichts.

*8Der Herr steht mir immer vor Augen. Mit ihm an meiner Seite falle ich nicht. -
10Du gibst mich nicht dem Totenreich preis - 11Du zeigst mir den Weg zum Leben.*

Der Psalm 16 ist fest in der jüdischen Liturgie verankert. Allerdings nicht im Festkalender, sondern in der individuellen Kasualie, im Gottesdienst bei der Beerdigung und wird an der Stelle gebetet, wo der Leichnam ins Grab gesenkt und mit Erde bedeckt wird. Angesichts der schmerzlichen Erfahrung der Sterblichkeit und des Offenbarwerdens, dass der Mensch von Erde genommen ist und wieder zu Erde wird, wird gebetet: „Du wirst meine Seele nicht im Tode lassen und nicht zugeben, dass dein Heiliger die Grube sehe. Du tust mir kund den Weg des Lebens [...]“

Menschen sind sterbliche Wesen, gemeinsame Wege enden am Grab, aber der Weg des Lebens jedes einzelnen Menschen mit Gott geht weiter. Die jüdische Beerdigungsliturgie wagt am offenen Grab einen Psalm zu beten, der mit den Worten schließt: „Vor dir ist Freude die Fülle und Wonne zu deiner Rechten ewiglich“ und weitet damit den Horizont über das offensichtlich Unentrinnbare.

Dass die Stadt Czernowitz, am Flusstal des Pruth gelegen, einst „Jerusalem am Pruth“ genannt wurde, hat mit ihrer Geschichte zu tun: Im Vorort Sadgora hatten sich im 19. Jahrhundert nach Pogromen in Russland chassidische Gruppen mit ihren geistlichen Oberhäuptern, den großen Rabbinern der osteuropäischen jüdischen Geschichte, niedergelassen. Die ehemals prächtigste Synagoge in Sadgora ist seit fünf Jahren wieder hergerichtet und renoviert – von der chassidischen Gemeinschaft des großen Rebbe Israel Friedmann, deren Mitglieder ins Exil in die USA und nach Israel geflohen sind. Auch heute noch reisen Gruppen von dort an, um zur Jahrzeit seines Todestages an seinem Grab zu beten oder Zettel mit Bitten auf seinen Gedenkstein zu legen. Die anderen Grabsteine im alten jüdischen Friedhof in Sadgora sind längst überwuchert, aber das des berühmten Zaddik von Sadgora ist ein sorgfältig gepflegtes Mausoleum.

Auch die ehemalige Synagoge der jüdischen Reformer, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts von den chassidischen Gemeinden trennten, steht noch. Aus dem aufgeklärten jüdischen Bürgermilieu stammen Rose Ausländer, Selma Meerbaum-Eisinger und Paul

Celan, auch wenn ihre Väter Anhänger des großen Rebbe gewesen waren. Sie waren in ihrer Zeit im lebhaften Austausch mit anderen Kulturschaffenden, mehrsprachig, wie dort üblich. Auch Jiddisch gehörte dazu, der Weltkongress der Jiddischen Sprache fand 1908 in Czernowitz statt, es wurde diskutiert, ob jiddisch statt hebräisch die Sprache des zu gründenden neuen Staates in Zion sein sollte. Diese Synagoge der jüdischen Bürgerlichkeit mitten in Czernowitz wurde nicht wieder renoviert, sie ist heute ein Kino.

Wenn man vom Zentrum in der Oberstadt mit ihrem Rathaus, Kultureinrichtungen, Cafes und Restaurants den Weg zur Unterstadt hinunter geht – über Kopfsteinpflaster und Gehsteige voller Schlaglöcher und Stolperfallen – kommt man zu den einfacheren Wohnvierteln, die scheinbar unberührt von den Auswirkungen der rumänischen und sowjetischen Besatzung geblieben sind und bis heute zum Beispiel „Synagogenstraße“ heißen. Am Bahnhof, gebaut 1903, ahnt man, welches lebhaftes Hinundher von Reisenden ins Habsburgische Reich hier einstmals gewesen sein muss. Heute stehen nur noch wenige Züge auf der Anzeigentafel, nach Odessa, nach Lviv, nach Saporischja – Ortsnamen, die wir hier im Westen aus den Kriegsmeldungen kennen.

Wie mit einer solchen Vergangenheit, mit einer solchen Gegenwart umgehen? Ob die Menschen dort Trost im Glauben finden? Die orthodoxe Kathedrale ist gut besucht. Jüdisches Leben gibt es nicht mehr, nur noch Besuchsgruppen. Aber auch hier sagt einer der verbliebenen Nachkommen der Gemeinde um den großen Rebbe, der uns die Synagoge zeigt: Ja, aus dem Glauben kommt die Kraft, nicht aufzugeben.

Ich zitiere noch einmal aus der Biographie von Rose Ausländer: „In Czernowitz ansässig, hatte ich unter der Judenverfolgung, die im Sommer 1941 begonnen hat, sehr zu leiden. Ich wurde zu überaus schweren Zwangsarbeiten herangezogen, oft und schwer misshandelt. Ich lebte in namenlosem Elend und in Angst vor meinem weiteren Schicksal und der immer wieder angedrohten Deportation nach Transnistrien.“

Transnistrien, zwischen Dnister und Bug, mit Odessa als bedeutendster Stadt wurde 1941 von Deutschen und Rumänen erobert und unter rumänische Verwaltung gestellt. Dorthin deportierten Wehrmachtseinheiten Zehntausende Juden zur massenhaften Vernichtung. Rose Ausländer kann diesem Schicksal entgehen. Was in jener Zeit an Gedichten entsteht, hat etwas Fragmentarisches und drückt die Zerrissenheit ihrer Gefühle aus.

„Warum ich schreibe? Weil ich, meine Identität suchend, mit mir deutlich spreche auf dem wortlosen Bogen. Er spannt mich. Ich bin gespannt auf die Wörter, die zu mir kommen wollen. Ich rede mit ihnen zu mir, zu dir, rede dir zu, mich anzuhören. Die Welt stellt mir hinterlistige Fragen. Geheimschriftlich blättert sich mein Leben ab. Blatt für Blatt. Jahre, die sich Verse auf das undurchdringliche Woher? Wohin? machen. Ich lege Rechenschaft ab. Über mich, meine Umgebung, Zustände, Zusammenhänge.“

In ihren letzten Jahren lebte Rose Ausländer zurückgezogen in Düsseldorf. 2500 Gedichte hat sie geschrieben. In der Sprache der Lyrik fühlt sich Rose Ausländer zu Hause. Im Wort, das von ihrem Mutterland Bukowina und von Czernowitz kündigt. Auch an bei ihrer Grablegung wurde der Psalm 16 gesprochen:

*8Der Herr steht mir immer vor Augen. Mit ihm an meiner Seite falle ich nicht. -
10Du gibst mich nicht dem Totenreich preis - 11Du zeigst mir den Weg zum Leben.*

Amen.